

Bildung in Not

Kein Zweifel: In Bayerns Bildungssystem knirscht es ganz gewaltig. Pisa und Tims haben deutliche Kratzspuren auf dem Bild eines Schulsystems hinterlassen, das so gut wie kein anderes sein wollte. Die Einführung der sechsjährigen Realschule und eine ad hoc auf acht Jahre verkürzte Gymnasialzeit sorgen seit Jahren bei den Betroffenen für Unmut. Hauptschulen bluten aus und werden geschlossen; Gymnasiasten bringen es in der achten Klasse auf eine 45-Stunden-Woche. An den Universitäten und Fachhochschulen hat sich die

Krise angesichts einer permanenten Geldknappheit längst zum Dauerzustand verfestigt. Dabei stehen ihnen dank Bologna-Prozess, doppelter Abiturjahrgänge und den Vorgaben aus der Politik, die mehr Schulabgänger an die Hochschulen bringen wollen, gewaltige Aufgaben bevor. Wie sie diese bewältigen sollen, ist angesichts chronisch leerer Kassen ein Rätsel. Doch die Lage ist nicht hoffnungslos, und an vielen Stellen wird nach Lösungen für das Problem gesucht. Zeit für eine kurze Reise durch Bayerns Bildungslandschaft in *Blick*.



Den guten Ruf verspielt

Das bayerische Gymnasium steht vor bedeutenden Herausforderungen - Von Matthias Erhardt

Das Gymnasium blickt auf eine lange Tradition als die höhere Schule des Bildungssystems zurück. Seine Wurzeln liegen in den mittelalterlichen Dom- und Klosterschulen; seine prägende neuzeitliche Bestimmung erfuhr es durch den Erlass von Abiturregelungen im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Über das Privileg, das „Reifezeugnis“ auszustellen, das die allgemeine Hochschulreife attestiert, definiert es sich bis zum heutigen Tag. Doch in den letzten Jahren ist das Gymnasium in die Kritik geraten: Schüler und Eltern, die über die Stoffüberbürdung und Ausdehnung der Unterrichtszeit im G8 stöhnen; Hochschulen, die über mangelhaft ausgebildete Studienanfänger klagen. Es sieht ganz so aus, als wäre die ehemals elitäre Bildungseinrichtung gerade dabei, mit aller Macht ihren guten Ruf zu verspielen.

Das Abitur als Eintrittskarte in ein Hochschulstudium oder ins Berufsleben ist in erster Linie für die Attraktivität des Gymnasiums verantwortlich. Zwar haben sich im Lauf der letzten Jahrzehnte auch alternative Wege zum Abitur herausgebildet, zum Beispiel die Berufsoberschule oder neuerdings die sogenannte FOS 13 in Bayern; der geradlinigste Weg führt allerdings immer noch über das Gymnasium. So ist es nicht verwunderlich, dass 2003 etwa 94 Prozent der Abiturienten in Bayern das Gymnasium absolviert haben, und die Alternativmöglichkeiten eine deutlich untergeordnete Rolle spielten.

34,9 Prozent der Schüler in Bayern traten im Herbst 2004 von der vierten Klasse der Grundschule ans Gymnasium über, 22 Prozent an die Realschule und 44,1 Prozent an die Hauptschule. Die regio-

nen Unterschiede waren dabei erheblich: In kreisfreien Städten wie München oder Würzburg lag der Durchschnitt bei 42,2 Prozent - mit Maximalwerten jenseits der 47 Prozent, während in den Landkreisen durchschnittlich 32,9 Prozent der Schüler ans Gymnasium wechselten - Minimum: 23 Prozent.

Die Nachfrage nach dem Gymnasium ist in den vergangenen Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen (siehe Diagramm). Allein mit dem Faktor „Intelligenz“ beziehungsweise „Begabung“ lässt sich diese Zunahme nicht erklären. Verantwortlich dafür sind vor allem zwei Aspekte: der massive Ausbau des Schulsystems im Bereich der weiterführenden Schulen und die enorm gestiegene Bildungsbeteiligung der Mädchen. Das negative Image von Haupt- oder Gesamtschulen und der fortschreitende Druck zur Qualifizierung in einer Dienstleistungsgesellschaft sind darüber hinaus für die anhaltende Attraktivität des Gymnasiums von Bedeutung.

Auch heute spricht das bayerische Kultusministerium davon, die Abiturientenquote zu erhöhen. Das Gymnasium gelangt dabei an seine Grenzen. Wenn jeder dritte Schüler an das Gymnasium wechselt, repräsentieren dessen Besucher keine Leistungselite mehr. Die große Homogenität, die der gymnasiale Lehrplan fordert, ist nicht mehr gegeben. Und Förderung ist am Gymnasium strukturell nicht vorgesehen. Ausnahmen bilden hier lediglich zum Beispiel Hochbegabtenmodelle; ob die neu eingeführten Intensivierungsstunden im G8 gezielte Förderung ermöglichen, ist noch nicht klar.

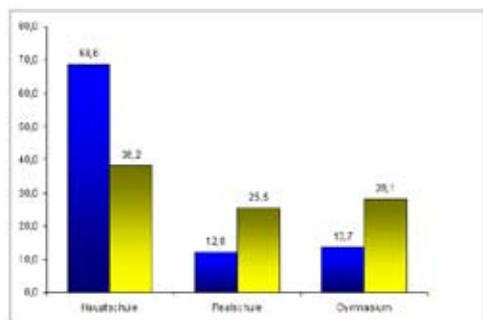
(Höhere) Bildung, wie sie vom Gymnasium zu recht gefordert wird, bedeutet nicht nur: Möglichst viel Stoff, teilweise ohne Gewichtung der Inhalte, zu lernen. Dazu gehört auch, dass Schüler eine Einführung in die Struktur von bestimmten Wissensgebieten, allen voran von Sprachen und Mathematik, erhalten. Dass sie lernen, sich Inhalte zu erschließen, und dass sie eine Persönlichkeitsbildung erfahren, die einen ganzheitlichen Aspekt

hat, also auch sportliche und künstlerische Fähigkeiten anspricht.

Diese Herausforderungen können offensichtlich nicht mit Mitteln der Schulentwicklung bewältigt werden. Sie bedürfen profunder Strukturrentscheidungen. Wie das aussehen könnte, zeigt das jüngste Beispiel Hamburg. Hier hat man alle Schulen der Sekundarstufe I und II in zwei Schularten – Gymnasien und Stadtteilschulen – zusammengefasst. Ob auch in Bayern aufgrund der Veränderungen über eine neue Schulstruktur (zum Beispiel eine integrative Oberstufe als Gegenmodell zu Hamburg) nachgedacht wird, scheint allerdings fraglich.



Matthias Erhardt war Englisch- und Deutschlehrer am Gymnasium. Seit September 2003 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Schulpädagogik. Als Dozent zählt er die „Professionalisierung der Lehrerbildung“ zu seinen Arbeitsschwerpunkten; als Wissenschaftler sucht er nach Perspektiven für das bayerische Gymnasium im 21. Jahrhundert.



Schülerzahlen in Bayern 1960 und 2003



Sowohl für die Lehrkräfte als auch die Schüler sind im G8 die Anforderungen gestiegen.

(Foto Munzert 2007)

Die Kontroverse um das G8

Auch drei Jahre nach seiner Einführung ist das G8 in Bayern heftig umstritten. Noch ist nicht klar, ob Nachbesserungen erforderlich sind - Von Dorit Bosse

Die Verkürzung des gymnasialen Bildungsgangs von neun auf acht Schuljahre vollzieht sich derzeit bundesweit, doch in kaum einem anderen Bundesland wird das G8 selbst drei Jahre nach seiner Einführung noch immer so kontrovers diskutiert wie in Bayern. Das mag zum einen damit zusammenhängen, dass die Verkürzung seinerzeit in München recht überstürzt beschlossen wurde; zum anderen haben die bayerischen Gymnasien mit Blick auf ihr brillantes Abschneiden bei den internationalen Schulleistungsstudien der vergangenen Jahre im Vergleich zu den anderen Bundesländern besonders viel zu verlieren. Kann das denn überhaupt funktionieren, fragen sich viele, das hohe Niveau des bayerischen Abiturs zu halten, wenn Schülern wie Lehrern nun deutlich weniger Zeit zur Verfügung steht?

Die Verkürzung hängt übrigens, anders als vielfach angenommen, nur teilweise mit PISA zusammen. Die Diskussion um das achtjährige Gymnasium ist älter

und begann in der neueren deutschen Geschichte bereits nach der Wende im Zuge der deutschen Wiedervereinigung. In der ehemaligen DDR war das achtjährige Gymnasium die Regel gewesen, so dass es im wiedervereinten Deutschland plötzlich sowohl das Abitur nach zwölf als auch nach 13 Jahren gab.

Erhöhte Anforderungen an die Lehrkräfte

Das bayerische Kultusministerium verband mit der zeitlichen Reduzierung, die mit dem Schuljahr 2004/05 für die Jahrgänge 5 und 6 einsetzte, zugleich auch eine pädagogische Reform. Als besondere Qualitätsmerkmale des neuen gymnasialen Bildungsgangs werden, so ist es im ministeriellen Konzeptpapier zum G8 aus dem Jahre 2004 nachzulesen, die beiden Aspekte „Konzentration“ und „Förderung“ genannt:

- „Konzentration auf den nachhaltigen Erwerb von grundlegendem Wissen und wichtigen Kernkompetenzen
- Verstärkung moderner unterrichtsme-

thodischer und -didaktischer Ansätze in den Lehrplänen

- Verstärkte Förderung der Schülerinnen und Schüler sowie bessere Ausnutzung der Unterrichtszeit“.

Nun wissen wir, dass Papier geduldig ist. Wie aber sieht es im Schulalltag tatsächlich aus? Lässt sich eine Reform gymnasialer Bildung überhaupt mit ihrer zeitlichen Reduktion vereinbaren? Für die Lehrkräfte haben sich die Anforderungen durch die Verkürzung des gymnasialen Bildungsgangs deutlich erhöht. Sie haben sich in das stoffreduzierte G8-Lehrmaterial eingearbeitet, sollen versuchen, die Wiederholerquote zu reduzieren, sind mit der Ausgestaltung des neuen Unterrichtsfachs „Natur und Technik“ beschäftigt, entwickeln Übungskonzepte für die Intensivierungsstunden und richten ihren Unterricht auf eine G8-Qualifikationsphase aus, deren Kontur, nicht zuletzt auch wegen der beiden neuen Seminare in den Jahrgangsstufen 11 und 12, noch relativ unscharf ist.

Ob den Lehrern bei ihrer Unterrichtsgestaltung die gewünschte „Konzentration auf den nachhaltigen Erwerb von grundlegendem Wissen und wichtigen Kernkompetenzen“ tatsächlich gelingt, ist schwer zu sagen. Die Vorstellungen, was zum „grundlegenden Wissen“ zu zählen ist und als „wichtige Kernkompetenzen“ verstanden werden kann, gehen weit auseinander. So werden, etwa auch von Seiten der Wirtschaft, immer wieder so genannte „Schlüsselkompetenzen“ angemahnt, wobei es keinen Konsens darüber gibt, welche Kompetenzen den „Kern“ insbesondere ausmachen. Auch über die Art ihres Erwerbs – an Fachinhalte gebunden oder fachunabhängig – wird seit längerem kontrovers diskutiert. Und wie kann „grundlegendes Wissen“ erworben werden? Selbst innerhalb der einzelnen Fachdisziplinen am Gymnasium steht lehrgangsartiger Unterricht, der auf breiten Wissenserwerb abzielt und Zeit reduzierend erfolgen kann, in zum Teil unversöhnlicher Spannung zu projektartiger Vertiefung, die auf nachhaltiges Verstehen ausgerichtet ist, aber eher zusätzliche Zeit benötigt.

Intensivierung als bayerische Erfindung

Inwieweit die „Verstärkung moderner unterrichtsmethodischer und -didaktischer Ansätze in den Lehrplänen“ in der unterrichtspraktischen Umsetzung tatsächlich gelingt, könnte nur durch eine repräsentativ angelegte Unterrichtsstudie, etwa mithilfe von Videoaufzeichnungen, ermittelt werden. Aber zumindest bezüglich der angekündigten verstärkten Förderung der Schüler durch die Einführung der Intensivierungsstunden lässt sich feststellen, dass diese auch wirklich „intensiv“ im wahren Sinne des Wortes genutzt werden. Den Gymnasien stehen 14 Wochenstunden mit dem Schwerpunkt Intensivierung zwischen der 5. bis 10. Klasse zusätzlich zum regulären Fachunterricht zur Verfügung. Diese bayerische Erfindung – kein anderes Bundesland kam im Zuge der Verkürzung des gymnasialen Bildungsgangs auf die sinnvolle Idee, dem gezielten Üben und Wiederholen einen institutionellen Raum zu geben – wird seit Einführung von G8 von vielen Lehrern überzeugend umgesetzt. Das zeigt eine explorative Erhebung von bisher 62 Intensivierungsstunden



Dorit Bosse (Foto Axel Herber)

in Würzburger Raum, deren Verlauf in Form von kriteriengeleiteten Unterrichtsprotokollen festgehalten wurde. Die Klassen werden in den Intensivierungsstunden geteilt, so dass in kleinen Lerngruppen mit etwa 15 Schülern auf individuelle Schwächen und Defizite eingegangen werden kann. Die Intensivierungsstunden werden genutzt, um differenzierendes Arbeiten und kooperatives Lernen zu ermöglichen. Monologisch-darbietender lehrerzentrierter Unterricht findet in diesen Stunden praktisch nicht statt. Inwieweit die Intensivierungsstunden auch zur gezielten Förderung besonders begabter Schüler genutzt werden können, bleibt abzuwarten. Viele Gymnasien bieten ab Jahrgang 7 oder 8 wahlweise zwar Kurse für leistungsstarke Schüler an, aber diese nutzen zumeist nicht die Chance des weiteren Ausbaus ihrer Talente, etwa im kulturell-musischen Bereich, sondern gehen stattdessen beispielsweise lieber in die Mathematik-Intensivierung, um ihre bereits gute Mathe-Note möglicherweise noch verbessern zu können.

Freizeitaktivitäten sind deutlich eingeschränkt

Jene Eltern, die das Abitur nach zwölf Jahren begrüßen, sehen in der Verkürzung für ihre Kinder vor allem den Gewinn eines frei verfügbaren Jahres, das für einen früheren Eintritt ins Studium oder für ein längeres Praktikum im Ausland genutzt werden kann. Solche Pro-G8-Argumente hört man vorzugsweise von Eltern leistungsstarker Schüler. Die leistungsschwächeren Schüler klagen über den Druck, der durch die

knapper gewordene Zeit entstanden ist, während der Schulstunden wie bei der häuslichen Vor- und Nachbereitung des Unterrichtsstoffs. Vielfach müssen Eltern jetzt noch häufiger als früher als „Bildungshelfer“ einspringen und die nachmittäglichen Hausaufgaben überwachen. Eine systematische Untersuchung, inwieweit der Bedarf an Nachhilfe in professionellen Instituten seit der Einführung von G8 in Bayern wie bundesweit gestiegen ist, steht noch aus. Fest steht, dass die Freizeitaktivitäten der Kinder und Jugendlichen angesichts der Ausdehnung des Schulunterrichts bis in den Nachmittag hinein deutlich reduziert wurden. Auch das kulturelle Angebot der Gymnasien jenseits des Unterrichts leidet unter der Zeitknappheit ihrer Schüler. Die Leiter von Chor, Orchester und Theatergruppen, die mit ihren öffentlichkeitswirksamen Auftritten die kulturelle Identität vieler Gymnasien Jahrzehnte lang wesentlich mitgeprägt haben, melden rückläufige Zahlen an interessierten Schülern. Auch an „Jugend forscht“, so ging es vor wenigen Wochen durch die Presse, haben sich im letzten Jahr deutlich weniger Schüler beteiligt. Einer der Gründe, weshalb die Verkürzung des gymnasialen Bildungsgangs notwendig erschien, war die Wettbewerbsfähigkeit deutscher Abiturienten durch die Herabsetzung des Alters, mit dem sie ihr Abitur erwerben. In den nächsten Jahren wird sich zeigen, ob es sich bei den angeführten Schwierigkeiten lediglich um „Kinderkrankheiten“ des noch jungen G8 handelte oder ob zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit noch nachgebessert werden muss.

Dorit Bosse, 1957 in Goslar geboren, absolvierte ihr Gymnasial-Lehramtsstudium an den Unis Münster, Braunschweig und Kassel. Sie unterrichtete sechs Jahre an Gymnasien, bevor sie 1990 an die Uni Kassel wechselte. Dort war sie zunächst als Pädagogische Mitarbeiterin tätig, seit 1995 dann als Wissenschaftliche Mitarbeiterin. Zum Wintersemester 2005/06 folgte sie dem Ruf auf die Würzburger Professur für Gymnasialpädagogik.

Die große Chance für Würzburgs Universität



In wenigen Jahren könnte die Zahl der Studierenden in Würzburg um die Hälfte wachsen. (Foto Gunnar Bartsch)

Doppelte Abiturjahrgänge aus Bayern und Baden-Württemberg sind für die Universitäten eine große Herausforderung. Für Würzburg stellen sie einen Glücksfall dar, findet Unipräsident Axel Haase - Von Gunnar Bartsch

Kontinuierlich steigende Abiturientenzahlen und dazu ab 2011 doppelte Absolventenjahrgänge aus Gymnasien in Bayern, Baden-Württemberg und Hessen: Ein gewaltiger Berg von Studienanfängern wird sich schon bald vor den Hörsälen und Laborräumen der Universität Würzburg auftürmen. Jetzt müssen die Entscheidungen fallen, von denen abhängt, ob sich der Bewerberboom zum Glücksfall oder zur Last für die Hochschulen entwickelt.

„Die Universität Würzburg hat jetzt die Chance zum Ausbau. Es wäre historisch gesehen ein großer Fehler, wenn wir diese Chance nicht nutzen würden!“ Axel Haase, Präsident der Julius-Maximilians-Universität, weiß, in welche Richtung sich die Hochschule bewegen soll: Wachstum heißt das Stichwort, und die Zeichen der Zeit stehen gut dafür. Denn in den kommenden Jahren wird die Zahl der Studierenden in Würzburg – wie überhaupt in ganz Bayern – Werte erklimmen wie es sie bisher noch nicht gegeben hat.

2011: Das ist das Jahr, auf das Bildungspolitiker in Bayern derzeit gebannt starren. Dann entlassen die Gymnasien des Freistaats gleich zwei Jahrgänge auf einen Schlag: Die letzten Absolventen der neunjährigen Ausbildung und die ersten Schüler des G8. Damit könnte sich in diesem Jahr die Zahl der Einschreibungen an den Hochschulen glatt verdoppeln – immer vorausgesetzt, die Lust auf ein Studium wird ähnlich groß sein wie heute. Danach kehrt allerdings nicht sofort wieder *Business as usual* ein.

In den Folgejahren verlassen nämlich in Baden-Württemberg und Hessen ebenfalls doppelte Jahrgänge die Gymnasien – und aus beiden Ländern bezieht zumindest Würzburg einen Großteil seiner Studierenden. Was bei den einen Angst vor dem Chaos weckt, animiert andere zur Freude. Axel Haase gehört eindeutig letzterer Fraktion an.

Würzburg wächst auch gegen den bundesweiten Trend

„Momentan sind an der Universität Würzburg rund 20.000 Studierende eingeschrieben. In den kommenden Jahren könnte diese Zahl auf 26- bis 30.000 anwachsen“, sagt er. Haase will dieses Plus von bis zu 50 Prozent nicht als Gefahr oder als Problem betrachten; er sieht darin viel lieber die Chance: „Die Uni Würzburg könnte dadurch enorm an Bedeutung gewinnen“, glaubt er. Gerade weil die Frankenstadt im Länderdreieck zwischen Bayern, Hessen und Baden-Württemberg liegt, ergäben sich für sie etliche Vorteile im Vergleich zu den übrigen Hochschulen in Bayern. „Wir werden einen deutlich stärkeren Aufwuchs haben als beispielsweise Erlangen oder München“, erwartet er. Und hofft darauf, dass Würzburg vielleicht bald schon „Platz 2“ unter Bayerns Universitäten belegt. Schließlich ist die Stadt am Main schon jetzt beliebter bei den Studienanfängern als ihre Konkurrenten.

„Im Wintersemester 2006/07 haben sich insgesamt 259.130 Studentinnen und Studenten an Bayerns Hochschu-

len eingeschrieben. Das sind 2,6 Prozent mehr als im Vorjahr“, vermeldete Wissenschaftsminister Thomas Goppel im vergangenen November. Das Plus lief übrigens gegen den bundesweiten Trend: Auf ganz Deutschland bezogen, sank nach den Erhebungen des Statistischen Bundesamts die Zahl der Studienanfänger um 2,5 Prozent. Für den Zuwachs in Bayern hat Würzburg nicht unerheblich beigetragen: Hier konnte die Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit 3413 junge Leute melden, die sich zum ersten Mal in ihrem Leben an einer Hochschule eingeschrieben hatten – 13,3 Prozent mehr als im Vorjahr. 5000 oder gar 10.000 neue, zusätzliche Studierende quasi auf einen Schlag: Wo sollen die alle bloß hin? Kann Würzburg das leisten? „Ja“, sagt Haase – „wir schaffen es sogar eher als andere Standorte“. Anlass für diesen Optimismus bietet eine einzigartige Konstellation: In den nächsten Jahren werden die US-amerikanischen Militärs mit hoher Wahrscheinlichkeit das Gelände der Leighton-Barracks verlassen. Das Gebiet mit der Fläche eines ganzen Stadtteils liegt in unmittelbarer Nähe zum Hubland-Campus und verfügt schon jetzt über jede Menge Gebäude, die „für universitäre Belange leicht umzuwandeln sind“, sagt Axel Haase.

Gemeinsam mit seinen Kollegen aus der Hochschulleitung hat sich der Unipräsident vor Ort umgesehen. Gefunden hat er „gute Wohngebäude“, die sich ohne großen Aufwand als Studentenwohnheim oder für Mitarbeiter der

Universität nutzen ließen. Zwei große Schulen bieten Platz für geisteswissenschaftliche Institute, Bibliotheken und Seminarräume. Das ehemalige Einkaufszentrum ließe sich ohne hohen Aufwand in ein Hörsaalzentrum umwandeln, und Kantinen, Sportstätten sowie jede Menge freier Fläche für weitere Bauten sind auch noch da. Denn ganz ohne Neubauten wird ein Wachstum in der geplanten Größenordnung nicht zu schaffen sein. „Für die Naturwissenschaften benötigen wir dann ein neues Labor- und Praktikumsgebäude. Da arbeiten die bestehenden Einrichtungen am Hubland schon jetzt an der Grenze des Machbaren“, sagt Haase.

Jeder, der studieren möchte, soll die Möglichkeit dazu haben

Natürlich reichen zusätzliche Gebäude nicht aus, um den Studentenberg mit der nötigen Qualität auszubilden: Die Uni braucht auch jede Menge an Personal – angefangen bei Professoren über Stellen im Mittelbau bis zu Sekretärinnen und Hausmeistern. Werden die kommen? „Das Ministerium weiß, dass alle Hochschulen in Bayern zusätzliches Personal brauchen“, sagt Axel Haase. Jetzt gehe es allerdings erst einmal darum zu entscheiden, an welchen Standorten es überhaupt sinnvoll ist, neue Stellen zu schaffen. „Man kann ja nicht dort ausbauen, wo später keiner hin will“, sagt Haase. Und da sieht er Würzburg wegen des Abzugs der Amerikaner, wegen der Beliebtheit bei den Studierenden, wegen der Unterstützung durch die Stadt eindeutig im Vorteil ge-

genüber anderen bayerischen Konkurrenten.

Ein bis zwei Milliarden Euro sollte der Freistaat nach Haases Meinung in den kommenden Jahren in seine Hochschulen investieren, um allen, die hier studieren wollen, gute Bedingungen zu bieten. Ist das sinnvoll, jetzt so viel Geld in Gebäude und Personal zu pumpen, die ja dann ein paar Jahrzehnte unterhalten werden wollen, während der doppelte Abiturjahrgang nach fünf bis sechs Jahren die Hochschulen wieder verlässt? „Selbstverständlich“, sagt Haase. Schließlich sei es Wille der Politik, den Anteil eines Jahrgangs, der ein Studium aufnimmt, deutlich zu erhöhen. Zusammen mit einer wachsenden Zahl von Studierenden aus dem Ausland und Rückkehrern aus dem Berufsleben, die auf ihren Bachelor- noch einen Masterabschluss drauf-satteln wollen, würde dies für gleichbleibend hohe Studentenzahlen sorgen.

Den Strom der Studierwilligen durch massive Zulassungsbeschränkungen und/oder Eingangsprüfungen zu kanalisieren, lehnt Haase grundsätzlich ab: „Ich bin schlichtweg dafür, dass jeder eine Chance erhalten soll“, sagt er. Schließlich könne man nicht „einen ganzen Jahrgang vor der Türe stehen“ lassen. Bewerber noch vor der Aufnahme eines Studiums „rauszuprüfen“, hält er für inakzeptabel. Er billigt sogar jedem Studierenden die Freiheit zu, nach einem oder zwei Semestern den Studiengang zu wechseln: „Sich frühzeitig umzuorientieren ist keine Schande,

sondern erweitert in vielen Fällen sogar den Erfahrungshorizont“.

Ein glückliches Zusammentreffen zweier Ereignisse

Trotzdem will der Unipräsident die Studienberatung ausbauen: Mehr Mitarbeiter sollen in die Schulen gehen, Werbung machen und Lust auf ein Studium wecken. Studienplätze mit guten Aussichten auf den Arbeitsmärkten können in nahezu allen Fakultäten geschaffen werden. Berater sollen aber auch dabei helfen, die organisatorischen und inhaltlichen Schwierigkeiten zu Beginn eines Studiums zu überwinden.

Axel Haase weiß, dass er mit seinem eindeutigen Votum für mehr Wachstum nicht überall innerhalb der Universität die pure Begeisterung hervorrufen wird. Er ist sich klar: „Das wird noch mehr Veränderungen geben und die führen zwangsläufig zu intern schwierigen Diskussionen“. Trotzdem sieht er in dem glücklichen Zusammentreffen von steigenden Abiturientenzahlen und dem Abzug der Amerikaner von ihrem Kasernengelände eine Riesenchance. Eine Chance, wie es sie in vergleichbarer Art zuletzt Ende der 60er-, Anfang der 70er-Jahre gegeben habe; als es Würzburg jedoch versäumte, den Ausbau voranzubringen. Noch so ein Ausnahmisseil will Haase nicht erleben: „Wenn wir jetzt unsere Chance nicht nutzen, haben wir historisch versagt“.



Wehe, wenn G8 und G9 kommen. Dann schießt in Bayern die Zahl der Abiturienten nach oben.

(Grafik Stefan Weigand)

Eine Zeit mit wenig Höhen und viel Tiefen

Das Lehramtsstudium ist in Würzburg begehrt. Allerdings wissen viele Studierende nicht, wie hart die Ausbildung sein kann. Vor allem das Referendariat stellt enorme Anforderungen an die zukünftigen Lehrer und Lehrerinnen.

Freitagvormittag an einer Grundschule irgendwo in Würzburg. Die Pause ist gerade zu Ende gegangen; jetzt dringt Kreischen und Schreien durch die gekippten Fenster der Klassenzimmer nach draußen. Erst nach ein paar Mal Händeklatschen und „Ruhe“-Rufen kehrt langsam Stille ein. Jetzt ist Zeit für ein Gespräch mit zehn jungen Lehramtsanwärterinnen. Wer wissen will, wie es den Frauen in dem Abschnitt zwischen Studium und Beruf geht, sollte Zeit mitbringen. Denn sie haben viel zu erzählen. Eine kurze Frage genügt, und die Antworten sprudeln. Also los: „Wie geht es Ihnen?“

„Wie es uns geht? Gemischt: Die Lehramtsanwärterzeit hat jede Menge Höhen und Tiefen. Eigentlich mehr Tiefen. Vor allem das erste Jahr hat es in sich: Da müssen wir acht Stunden pro Woche eigenverantwortlich unterrichten – vor ein paar Jahren waren es zwei Stunden weniger – zehn Stunden hospitieren und haben pro Woche zwei Seminartage. Das klingt vielleicht gar



Im Referendariat ist die Belastung oft extrem hoch. (Foto Christoph Naumann)

nicht so schlimm, aber dahinter verbirgt sich ein enormer Arbeitsaufwand. Wenn wir mittags nach dem Unterricht nach Hause kommen, ist vielleicht eine kurze Pause drin. Aber dann sitzen wir in der Regel bis tief in die Nacht am Schreibtisch. Freizeit gibt es im Prinzip nicht mehr; wir kommen ja mit der Arbeit

„Als Lehrer bist du der Depp für alle“

zu keinem Ende. Ständig sind wir am Schreiben, Basteln und Kleben mit Material, das wir auf eigene Kosten bezahlt haben. Und das Schlimmste ist, dass wir immer das Gefühl haben, wir sollten noch mehr machen, wir könnten es noch besser machen. Das verfolgt einen sogar bis in die Träume. Wenn wenigstens die Perspektiven bes-

ser wären. Jetzt liegt der Notenschnitt für eine Einstellung bei 2,1. Das sorgt für tierischen Stress. Man fragt sich die ganze Zeit über: ‚Schaffe ich es überhaupt, oder war am Ende alles umsonst?‘. Klar, dass in den zwei Jahren jede sich irgendwann einmal fragt: ‚Hoher Stress, schlechte Perspektiven, ungerechte Bezahlung: warum tue ich mir das eigentlich an?‘ und ans Hinschmeißen denkt. Wir stehen zwar 100-prozentig hinter dem Beruf. Hätten wir allerdings vorher gewusst, welch‘ harter Weg das ist, würden einige von uns sich heute wohl nicht mehr dafür entscheiden. Von allen Seiten prasseln ständig neue Anforderungen auf uns herein: von den Eltern, den Kindern, der Seminarleiterin. Und ständig stehen wir unter Beobachtung; das zerrt ganz schön an den Nerven. Und wenn wir uns gerade mal in ein Aufgabengebiet eingearbeitet haben, kommt sofort wieder ein neues dazu. Im zweiten Jahr bekommen wir eine Klassenleitung – da hat uns aber keiner gesagt, wie man so etwas macht. Vorbereitung durch die Uni? Null!

Fachspezifisch sind wir je nach Hauptfach natürlich schon gut vorbereitet, aber das ganze Erzieherische fehlt total. Außerdem unterrichten wir ja nicht nur in unseren Hauptfächern; alle anderen Bereiche müssen wir uns deshalb für jede einzelne Stunde explizit selbst aneignen. Das Studium ist eindeutig zu theorielastig; an praktischem Wissen fehlt es total.

Glücklicherweise gibt es die Kinder! Sie sind ja der Grund, warum wir dieses Studium gewählt haben. Obwohl auch das nicht immer einfach ist: Wir waren ganz schön überrascht, wie viel Erziehungsarbeit wir leisten müssen. Das nimmt manchmal mehr Raum ein als das Unterrichten. Ab und zu kriegen wir auch einen Einblick in schwierige Familiensituationen und wissen dann häufig nicht, was wir tun können. Woher auch sollen wir wissen, an welche Stellen wir uns wenden sollen und können, wenn ein bestimmtes Problem auftaucht. Da wäre es gut gewesen, wenn wir in unserer Ausbildung etwas mehr Psychologie dabei gehabt hätten. Und solche Kinder nimmt man ja häufig dann auch in Gedanken mit nach Hause. Das ist

schon schwierig. Ein tolles Erlebnis ist es hingegen, wenn wir merken, dass sie etwas verstanden haben, dass sie wissen, wie es geht. Da sind selbst kleine Erfolge schön.

Der Umgang mit den Eltern ist auch nicht gerade einfach: Für die einen macht man alles zu schwer, die anderen finden alles zu leicht. Und überhaupt: Wir zählen ja als Anfängerinnen, die es noch nicht so richtig können. Viel ist gewonnen, wenn der erste Elternabend gut läuft. Da hätte es nicht geschadet, wenn wir schon an der Uni etwas darüber gelernt hätten, wie man selbstbewusst auftritt, wie man ein Gespräch führt, wie man Leute überzeugen kann. Eine Art Seminar in Gesprächsführung könnte uns jetzt viel helfen.

Was richtig nervt, ist die Tatsache, dass Lehrer eh nicht für voll genommen werden. Als Akademiker gelten wir nicht, und eigentlich glauben alle, sie könnten unsere Arbeit mindestens genauso gut erledigen wie wir, wenn nicht besser. Selbst unsere Freunde kapieren oft nicht, wie anstrengend gerade die Lehramtsanwärterzeit ist. Dann heißt es oft: ‚Wie, du hast keine Zeit? Du

bist doch Grundschullehrerin!‘ Dabei haben wir häufig nicht einmal Zeit, unsere Freunde anzurufen, so sehr stehen wir im Stress. Viele meinen jedoch, man könne sich einfach vorne hinstellen und den Kindern was erzählen, dann würde das schon klappen. Als Lehrer bist du eben der Depp für alle.“

Die Glocke schellt, die Stunde ist rum, die Klage der zukünftigen Lehrerinnen muss zum Ende kommen. Eines wollen sie am Ende aber doch noch loswerden – damit das Bild nicht gar zu negativ wird: „Die Arbeit mit den Kindern fängt vieles wieder auf. Die geben uns unheimlich viel zurück.“

Und was die mangelnde Anerkennung durch die Öffentlichkeit betrifft, ist ja inzwischen auch Hoffnung angebracht. Wie sagte doch Noch-Ministerpräsident Edmund Stoiber Mitte März in einem Interview der SZ: „Auch müssen wir den Lehrerberuf stärken und den Grund- und Hauptschullehrern, die eine sehr anspruchsvolle pädagogische und gesellschaftliche Aufgabe leisten, mehr Anerkennung durch den Staat zukommen lassen.“ Na also, geht doch.

Aufgezeichnet von Gunnar Bartsch



Und jetzt ein schönes Bad.
Das neue Bad-Center.




BAD | WELLNESS | HAUSTECHNIK

Öffnungszeiten: Montag – Freitag 9 – 18 Uhr · Samstag 9 – 13 Uhr
Richter+Frenzel Bad-Center Leitenäckerweg 6 · 97084 Würzburg
Telefon 09 31-61 08-140 · Telefax 09 31-61 08-149
Und an 147 weiteren Standorten immer in Ihrer Nähe.

RICHTER + FRENZEL
www.richter-frenzel.de



Auch wenn die Regelabschlüsse demnächst „Bachelor“ und „Master“ heißen; wer in Bayern Lehrer werden will, wird auch in Zukunft nicht um die Staatsexamensprüfung herum kommen. (Foto Gunnar Bartsch)

Kein Bachelor als Lehrer

Bayern reformiert die Lehramtsstudiengänge

Studierende und Forscher in Europa sind heute mobiler, flexibler und internationaler als je zuvor. Das Wissen kennt keine Landesgrenzen. Im internationalen Wissenswettbewerb kämpfen die Hochschulen um die besten Köpfe. Gemeinsam mit seinen europäischen Nachbarn hat sich deshalb Deutschland 1999 in Bologna das Ziel gesetzt, bis zum Jahre 2010 einen gemeinsamen europäischen Hochschulraum zu schaffen. Der Bologna-Prozess ist die wohl tiefgreifendste Hochschulreform der letzten Jahre.

Seit einigen Semestern finden an den bayerischen und deutschen Universitäten umfassende Umstrukturierungen in nahezu allen Fachbereichen statt. Kern dieser Umstrukturierung ist die Umstellung der bisherigen Diplom- und Magister-Studiengänge auf ein zweistufiges System. Den künftigen Regelabschluss eines Studiums bildet grundsätzlich der Bachelor, der nach einem dreijährigen Studium erworben

wird. Die Absolventen eines solchen Studiengangs können anschließend in einem weiteren, wissenschaftlich vertieften Studium – mit einer Dauer von zwei Jahren – den Master-Abschluss anstreben.

Die Erklärung der europäischen Bildungsminister zur Schaffung eines europäischen Hochschulraumes macht auch vor den Lehramtsstudierenden nicht Halt. „Lehrerinnen und Lehrer sind Fachleute für das Lernen – das war schon immer so, und wird auch in Zukunft so bleiben“, so Ute Erdsiek-Rave, Präsidentin der Kultusministerkonferenz, auf einer Tagung der Hochschulrektorenkonferenz im vergangenen Jahr. Allerdings sei es von besonderer Bedeutung, über ein neues Lehrerbild zu diskutieren, da sich Gesellschaft, Wertvorstellungen und Bildungsbegriff immer wieder wandeln.

Der Bologna-Prozess sieht vor, dass auch das Lehramtsstudium mit den 1999 formulierten Zielen abgestimmt

wird. Eine Parallelführung der herkömmlichen Lehramtsstudiengänge neben den neuen Bachelor- und Master-Studiengängen soll nicht möglich sein. Deshalb haben die einzelnen Bundesländer sich in den letzten Jahren intensiv mit dem Thema beschäftigt und ihre Prüfungsordnungen neu gestaltet. Eine bundesweite einheitliche Vorgehensweise gibt es allerdings nicht.

Auch in Bayern haben das Kultus- und das Wissenschaftsministerium inzwischen ein Modell entwickelt. Das Lehramtsstudium umfasst von Anfang an die Bereiche Fachwissenschaften, Fachdidaktik, Erziehungswissenschaften und Schulpraktika. Die bisherige Struktur, die in einer zeitlichen Trennung von fach- und erziehungswissenschaftlichen Teilen bestand, wird aufgebrochen, die beiden zentralen Bereiche – Fachausbildung und praktische Ausbildung – sollen so besser verzahnt werden. Die neue Struktur soll den Universitäten breitere Gestaltungsräume eröffnen, da

diese, entsprechend dem eigenen Profil, besondere Akzente in der Ausbildung setzen können.

Darüber hinaus wird die Lehrerausbildung in einzelnen Modulen aufgebaut und mit einem international vergleichbaren Leistungspunktesystem versehen. Jedem Modul ist eine bestimmte Anzahl von Leistungspunkten zugeordnet. Die einzelnen Module umfassen thematisch abgeschlossene Lehreinheiten im Umfang von ein bis zwei Semestern und schließen im Regelfall mit einer entsprechenden Modulprüfung ab. Ziel ist es, die Kompatibilität zu Bachelor- und Master-Studiengängen zu erreichen, einen strafferen Studienverlauf zu fördern und so die Angleichung der tatsächlichen Studiendauer an die Regelstudienzeiten zu realisieren.

Der Bachelor soll künftig nach drei Jahren, parallel zum Lehramtsstudium, zu erwerben sein. Im Anschluss erhalten die Studierenden die Möglichkeit, den Masterstudiengang als zusätzliche Qualifikation zu absolvieren.

Zugangsvoraussetzung für das Referendariat als zweite, praktische Phase der

Lehrerbildung bleibt aber nach wie vor das Staatsexamen, allerdings in einer neu gestalteten Form. Lehramtsstudierende können den Bachelor-Abschluss selbstverständlich auch ohne ein „Parallelstudium“ absolvieren. Allerdings qualifiziert ein Bachelor-Abschluss weder für den Zugang zum Vorberei-

tungsdienst noch für eine andere schulische Tätigkeit als Lehrkraft. Er ist eine Qualifikation für die Berufswelt außerhalb der Schule. In welcher Form dieser in der Wirtschaft angenommen beziehungsweise eingeordnet wird, wird sich in der Zukunft zeigen.

Silke Kuhn

Die Erste Lehramtsprüfung am Ende des Lehramtsstudiums besteht künftig aus zwei Teilen, einem universitären Prüfungsteil – den studienbegleitenden Modulprüfungen – und der Ersten Staatsprüfung. Diese Prüfungen unter staatlicher Aufsicht umfassen ausschließlich schriftliche Prüfungen mit zentraler Themenstellung. In speziellen Fächern wie zum Beispiel im Bereich der Fremdsprachen, des Sports und der künstlerischen Fächer sollen aus fachlichen Gründen zudem mündliche und praktische Prüfungen unter staatlicher Aufsicht

durchgeführt werden. Die Zulassungsvoraussetzungen für die Erste Staatsprüfung werden vom Staatsministerium bestimmt, zum Beispiel durch Nachweise einer festgelegten Anzahl von Leistungspunkten. Die einzelnen Fachnoten der ersten Lehramtsprüfung werden zu 60 Prozent aus den Leistungen in der Staatsprüfung und zu 40 Prozent aus den Leistungen in den universitären Modulprüfungen gebildet. In das Gesamtergebnis fließt zusätzlich noch die Note der schriftlichen Hausarbeit mit ein.

Stimmen zum Thema:

Oktober 2004: „Bayern modernisiert die Lehrerbildung an den Universitäten. Ziel ist, die anerkannt hohe Qualität des Lehramtsstudiums mit Blick auf den Bologna-Prozess weiterzuentwickeln. „Der bayerische Weg sieht vor, dass wir an dem Gütesiegel einer zentralen Staatsprüfung festhalten werden. Zusätzlich können die Universitäten den Lehramtsstudenten den Bachelor-Titel verleihen. Der Student hat aufgrund der Modularisierung des Studiums die Chance, sich gleichzeitig für Berufsfelder außerhalb des öffentlichen Schulwesens zu qualifizieren. Ein sechssemestriges Studium mit dem Bachelor-Abschluss wird aber in Zukunft nicht für den Einsatz an der Schule ausreichen. Kurz: Den Einfach-Bachelor-Lehrer wird es in Bayern nicht geben“.

Aus einer Pressemitteilung der damaligen Kultusministerin Monika Hohlmeier

November 2004: „Das Plenum der Hochschulrektorenkonferenz hat sich für eine stärkere Einpassung der Lehrerbildung in die Studienstruktur der übrigen Fachdisziplinen ausgesprochen. Der Europäisierungsprozess bietet die Chance, die Qualität der Lehrerbildung zu verbessern, sie zu internationalisieren und ihren Stellenwert zu erhöhen. Dazu müssten die Hochschulen aber in die Lage versetzt werden, im Zuge ihrer Profilbildung auch diesen Ausbildungsbereich stärker selbst zu gestalten. Mit Blick auf die von der Kultusministerkonferenz diskutierten Strukturvorgaben für die Lehrerbildung hat die HRK folgende konkreten Forderungen formuliert: 1. Mit der Überführung der Lehramtsstudiengänge in die Bachelor-/Masterstruktur scheidet eine direkte Einflussnahme des Staates auf die Prüfungen aus.“ ...

Aus einer Pressemitteilung der HRK

Mai 2006: Bayern modernisiert die Lehrerbildung und passt die Studiengänge für das Lehramt an das europaweite Bachelor-/Master-System an. Das bewährte bayerische Staatsexamen als Abschluss des Lehramtsstudiums und als Voraussetzung für die Unterrichtung der Kinder an den Schulen bleibt weiterhin erhalten. Kultusminister Siegfried Schneider: „Mit der neuen Lehrerbildung erhalten die Studierenden mehr Flexibilität sowohl bei der Wahl der Studiengänge als auch beim Wechsel an eine andere deutsche oder europäische Hochschule. Gleichzeitig sichern wir über das Staatsexamen die anerkannt hohe Qualität der bayerischen Lehrerausbildung ab. Schüler und Eltern in Bayern können sich darauf verlassen, dass in Bayerns Klassenzimmern mit großer fachlicher und pädagogischer Kompetenz unterrichtet wird.“

Aus einer Pressemitteilung der bayerischen Staatskanzlei



Die Frühstudierenden des Wintersemesters 05/06 samt Betreuer vor dem Institut für Mathematik.

(Foto Universität)

Schnellstarter an der Uni

Schule allein reicht nicht - 50 Schüler und Schülerinnen studieren schon vor dem Abi

Noch nicht einmal das Abitur, aber schon das Vordiplom in der Tasche – das könnte bald für einen Würzburger Frühstudenten Realität werden. Seit dem Wintersemester 2004/2005 gibt es an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg die Möglichkeit, ein Frühstudium zu beginnen, also als Gymnasiast neben dem Schulunterricht auch Veranstaltungen an der Uni zu besuchen. Damit nahm Würzburg bayernweit eine Vorreiterrolle ein, München und Erlangen folgten erst zwei Jahre später. „Ich habe von einem Kollegen in Köln erfahren, dass es bei ihm so etwas gibt, und mich gefragt, ob man das nicht auch in Würzburg anbieten könnte“, schildert Dr. Richard Greiner, Fachkoordinator und Mitarbeiter am Mathematischen Institut, die Entstehungsgeschichte.

Der Start war allerdings nicht so ganz einfach: „Wir hatten etliche formale Hürden zu nehmen. So mussten wir die Frage klären, ob es das Gesetz überhaupt erlaubt, ohne Hochschulreife zu studieren und Scheine zu erwerben. Außerdem mussten wir klären, wie man die Frühstudenten in den regulären Unibetrieb eingliedern kann“, sagt Projektleiter und Inhaber des Lehrstuhls für pädagogische Psychologie, Prof. Wolfgang Schneider. Als jedoch Hochschulleitung, Wissenschafts- und Kultusministerium ihre Zustimmung signalisierten, konnte es losgehen. Die Begabungspsychologische Beratungsstelle der Uni Würzburg war von Anfang an in das Projekt eingebunden:

„Wenn die Beratungsstelle auch zu Beginn des Wintersemesters 04/05 nicht offiziell eröffnet war, wurden hier schon die ersten Bewerber ausgesucht. Die Auswahl erfolgt seither an der Begabungspsychologischen Beratungsstelle“, sagt Mitarbeiterin Dr. Eva Stumpf. Derzeit bietet die Universität 15 Fächer im Frühstudium an; Favorit ist die Mathematik, in der sich 13 von insgesamt gut 50 Frühstudierenden eingeschrieben haben. Dahinter folgen Informatik und Physik mit je acht. „Wir sind bestrebt, alle Fächer, die dafür in Frage kommen, anzubieten und wollen unser Angebot ständig erweitern“, sagt Greiner. Beispielsweise werden in diesem Sommersemester Latein und Griechisch den Fächerkanon erweitern – und mit den Wirtschaftswissenschaften steht schon der nächste Kandidat auf der Warteliste.

Bei der Fächerwahl ist aber auch Eigeninitiative möglich: „Wenn jemand ein Fach studieren möchte, das wir nicht im Angebot haben, prüfen wir, ob es

möglich ist, mit dem Schulwissen das jeweilige Fach zu studieren“, so der Fachkoordinator. Viel Eigeninitiative hat Manuel Krone gezeigt. Seit dem Start des Frühstudiums hat er zunächst Informatik, später dann auch noch Medizin studiert. Nun hat er nach drei weiteren Semestern als regulärer Student sein Diplom in Informatik in der Tasche und büffelt fleißig weiter Medizin. Nicht alle Frühstudenten sind so zielstrebig wie Manuel. Müssen sie jedoch auch nicht, wenn es nach Projektleiter Schneider geht: „Man kann diese Zeit auch nutzen, um einfach mal reinzuschnuppern.“ - „Es ist aber auch möglich, ein komplettes Vordiplom zu machen. Ein Kandidat steht bei uns kurz davor“, berichtet Greiner von seinen Erfahrungen nicht ohne Stolz.

Das Frühstudium an der Uni Würzburg können Schüler und Schülerinnen ab der elften Jahrgangsstufe beginnen, im Ausnahmefall auch schon ab der zehnten. „In der Regel bleiben unsere Frühstudenten zwei bis drei Semester“, bilanziert Eva Stumpf.

Bislang habe es nur positive Resonanz auf das Angebot gegeben; auch der ehemalige Frühstudent Manuel hat seine Entscheidung von damals nicht bereut: „Es war interessanter als den ganzen Tag in der Schule zu sitzen“, resümiert er nüchtern. Und auch der Fachkoordinator ist zufrieden: „Das Frühstudium vereint alle Facetten eines klassischen Selbstläufers. Jeder fährt damit gut und kann gut damit zurechtkommen.“

Jessica Urban

Ansprechpartner für ein Frühstudium ist die Begabungspsychologische Beratungsstelle der Universität Würzburg. Sie ist Montag bis Donnerstag zu erreichen unter Tel.: (0931) 316023 oder per E-Mail: begabungsberatungsstelle@mail.uni-wuerzburg.de. Weitere Infos: <http://www.begabungsberatungsstelle.uni-wuerzburg.de/fruehstudium/>

PRO & CONTRA

ALTE SPRACHEN

Zugegeben, sie sind nicht einfach zu haben, diese alten Sprachen: mit ihren komplexen Konjugations- und Deklinationen, ihren labyrinthischen Satzgebilden, ihrem reichen, in 2000 Jahren ausgebildeten Wortbestand, ohne den noch immer keine wissenschaftliche Terminologie, ja nicht einmal unsere Alltagskommunikation vom Mobiltelefon bis zum Computer denkbar wäre.

Nein, in einer Zeit, in der das Triviale – allem Gerede von Exzellenz (lat. Auszeichnung) zum Trotz – zu oft den Ton angibt, scheint es für manchen schwer zu verstehen, dass Verstehen schwer zu haben sein kann, dass die Götter, wie schon der altgriechische Dichter Hesiod (7. Jh. v. Chr.) wusste, vor den Erfolg den Schweiß gesetzt haben.

Und doch: Wer eine Lanze für den (möglichst frühzeitigen) Erwerb des Altgriechischen und Lateinischen brechen will, sieht sich vor eine klassische Aporie (gr. Unwegbarkeit, Schwierigkeit) gestellt: er muss sich auf die Argumente der Gegner einlassen, das heißt kulturelle Phänomene nach ökonomischer Elle bemessen.

Doch nicht die Bilanz von Kosten und Nutzen ist das wesentliche Argument für die alten Sprachen. Vielmehr das Faszinosum einer Kultur, die wieder Konjunktur hat – quer durch alle Medien, nicht nur in cineastischen Großereignissen wie „Troja“ und „Alexander“, einer Kultur, deren literarische wie archäologische Monumente noch immer bewegen, bilden, beeindrucken.

Was aber sind Philosophie, Poesie, Geschichte(n) und Mythen der Alten ohne ihre sprachliche Form, die ja zugleich „Weltansicht“ (im Sinne Wilhelm von Humboldts) ist? – Das 18. Jahrhundert sprach vom „Genie der Sprache“, ihrer spezifischen Eigenart. Wer die kulturellen, politischen oder wissenschaftlichen Fundamente und Fermente unserer europäischen Identität verstehen will, wird auf die vertiefte Einsicht in die alten Kulturen und die Sprachen, die sie für uns lebendig erhalten, nicht verzichten können.

In diesem Verständnis von Tradition und kollektivem Gedächtnis scheint mir im Zeichen von Globalisierung (und Globalesisch!) der wesentliche „Nutzen“ – besser: Sinn – einer Beschäftigung mit den alten Sprachen zu liegen.

Jörg Robert

Als Lateiner einen Text gegen alte Sprachen im Schulunterricht schreiben? Kein Problem. Wer sieben Jahre lang von Lateinlehrern gequält wurde, wer immer knapp am „Versetzung gefährdet“ vorbei geschrammt ist, wer nie den ACI auf Antrieb erkennen konnte und sich in ellenlangen Satzungen bei der Suche nach dem Verb verlor – der sollte die Argumente doch locker aus dem Ärmel schütteln können. Okay, im Internet sind die Anhänger von Latein in der Mehrheit. Obwohl ihre Beiträge nicht wirklich überzeugen. Mein Favorit: „Also ich würde dir Latein empfehlen. Okay, man spricht es nicht mehr aber es ist trotzdem sehr nützlich, vor allem fürs allgemeine Wissen. Kennst du die Show „Wer wird Millionär“? Da ist es schon oft vorgekommen, dass jemand die Antwort auf Grund seiner Latein Kenntnisse ableiten konnte. Na gut, die Grammatik ist vielleicht etwas schwerer, aber was soll's. Immerhin kannst du, wenn du die Latein Grammatik lernen kannst auch die Grammatik anderer Sprachen besser merken!“ Ein eindeutiges Plädoyer für mehr Deutsch an den Schulen, finde ich.

Im Geiste sehe ich mich bei Günter Jauch auf dem Stuhl sitzen. Locker nehme ich die 4000 Euro-Frage: Was bedeutet die aus der Musik geläufige Bezeichnung „crescendo“? Weiß ich doch als alter Lateiner, dass *crescere* wachsen/gedeihen heißt, und somit B: anschwellend die richtige Antwort sein muss. Auch welche Geste schon in der Antike als *digitus impudicus* bekannt war: Das Victory-Zeichen? Vogel zeigen? Daumen runter? Oder Stinkefinger? stellt kein Problem für mich dar. Natürlich erinnere ich mich, dass *digitus* der Finger und *impudens* schamlos/unverschämte bedeutet. Jetzt die Millionfrage: „Glaubt man der Wortherkunft, so teilte man mit seinen Kumpanen ursprünglich? Das Brot? Den Beruf? Die Beute? Die Geliebte?“. Ich mache innerlich die Becker-Faust – gewonnen! *Cum* heißt mit und *pane* ist das Brot. Ist zwar eigentlich falsch, weil der Kumpan mit *compaginare* zusammenhängt, was sich vereinigen/sich zusammenschließen bedeutet – aber das wissen weder ich noch die Experten auf RTL. Schade nur, dass ich es nie auf den Sessel gebracht hätte. An der Startfrage „Ordnen Sie die vier Worte eines Croupiers in der richtigen Reihenfolge: *vas, ne, plus, rien*“, bin ich gnadenlos gescheitert. Hab halt leider kein Französisch gehabt.

Ulrich Meyer